

VPV Versicherungen

Sie brachten Ihre Verwunderung zum Ausdruck, dass ich für die jüngst abgeschlossene Sterbeversicherung schon sofortige Beitragsfreiheit beantragt habe, und ich möchte mich, mit Verlaub, etwas näher erklären. Ich meine nämlich, mich um die Geschichte, fast wider Willen, verdient gemacht zu haben. Nach 35 Jahren haben sich ja die Feindbilder, die man mit dem kalten Krieg umschrieb, abgeschwächt und außerdem ist die Epoche der Parteiungen nach meiner Ansicht auch vorüber, sodass es an der Zeit ist, eine Legende zu Papier zu bringen, wie es seinerzeit mit der Wende wirklich vor sich gegangen ist. Ich war SED Mitglied und wir hatten unseren Frühling mit hellen Augen wahrgenommen, wobei auch Befürchtungen mitspielten, dass man auf so etwas wie die Tienanmenlösung kommen würde, wo man in China mit Panzern durch die Zelte der Protestierenden fuhr und das nicht gerade auf Ablehnung bei unserer Führung gestoßen war. In der Sowjetunion hatte Gorbatschow Kräfte geweckt, die sich als zu schwach erweisen sollten, und alles lediglich an seinem Charisma hing.

Auch er war vom Krebschaden des Sozialismus befallen, wie wir ihn heute wieder auch in westlichen Staaten vorfinden, dass es nur flammender Reden eines charismatischen Führers bedürfe, um die Welt zu richten. Die sowjetische Zeitschrift, der Sputnik, brachte kritische Artikel und wurde daher in der DDR verboten, wie ja auch damals alle westlichen Druckerzeugnisse. Man machte Gorbatschow, eine der tragischsten Figuren der Weltgeschichte, von einem Bruder zu einem Nachbarn, wobei man, wenn er tapeziere, es ihm noch lange nicht gleichtun müsse. Der leutseilige deutsche Kanzler Kohl, der einem reichen Land angehörte, ging gern auf die dargereichte Hand ein und war nüchtern genug geblieben, die Chancen für Deutschland aus der Nachkriegssituation kommen zu sehen, was ihm aber gegenüber den Amis nicht gelang und bis heute noch nicht gelungen ist. Viel sowjetisches Blut hat dieser Voluntarismus dann gekostet.

Nicht alle mochten sich im Warschauer Pakt. Den hellsten Instinkt hatten die Ungarn und die Tschechen, die ja ihre Lektionen in der Geschichte erhalten

hatten, was Konfliktbewältigung in den Blockstaaten bedeuten kann. Sie machten eben den eisernen Vorhang ein bisschen porös, so wie Ungarn heute auch wieder eine Vorreiterrolle in der EU und Ausländerpolitik innehat.

Wir im sog. Zentrum für wissenschaftlichen Gerätebau (ZWG) der Akademie der Wissenschaften der DDR waren mehr Entwickler und Proleten, als Wissenschaftler, was keineswegs abwertend klingen soll, denn wir konnten auf die Expertise von renommierten Wissenschaftlern in den Universitäten und Instituten der Akademie zurückgreifen. Die damalige Produktionstiefe, von der Konzeption auch neuartiger Geräte über die Entwicklung bis zu deren Produktion hat die Wende nicht überstanden, aber ist auch nicht unbedingt sinnvoll, auch wenn sich dadurch eine Gemeinschaft entwickelt hatte, die sich gegenseitig befruchtete. Aus allen diesen einzelnen Gliedern haben sich später eigenständige und bis heute erfolgreiche Firmen formiert. Sozial gesehen und in unserer Arbeit als bereichsübergreifende Genossen, hatte das proletarische Element aber große Bedeutung, weil das

dann die Instanz war, in der Klartext gesprochen wurde, und die hier beschriebenen Ereignisse wären aus keinem der Institute heraus möglich gewesen, bei denen zu wenig dieses proletarischen Elementes gegenwärtig war. Letztlich bestätigte sich da für mich eine der Grundideen des Sozialismus, dass die Berücksichtigung der Ansichten und Interessen der Arbeiter der Schlüssel für sozialen Frieden und Fortschritt ist.

Da wurden neue Geräte entwickelt, wie gerade zur Ultrakurzzeitspektroskopie, einem Gebiet, wo die Universität Jena in der Welt führend war, aber auch Embargogeräte mit eigenen Mitteln nachempfunden, die wir dann auch bis zur kleinsten Lötstelle verstanden und konzipiert hatten. Der Handel mit unseren Geräten war schwunghaft und Absatzprobleme kannten wir nicht. Man war auch schon auf die Idee gekommen, die eine oder andere Valutamark einzusetzen, wenn etwas mehr dabei herausprang. Das ZWG hatte etwa 1200 Mitarbeiter und wurde vom kompetenten und weitherzigen Prof. Norbert Langhoff geleitet. Zwar war der Bürokratie noch nicht gänzlich die

Stirn geboten, aber das war nur eine Frage der Zeit. Talentierte Außenhändler und Genossen, wie Wolfgang Güttler wurden eingestellt.

Ich hatte 1986 schon als erster Postdoc in Westdeutschland Erfahrungen sammeln können an einem Max Planck Institut in Göttingen, die mir dann nach der Wende sehr zupass kamen. Aber ich hatte bei dieser Gelegenheit auch nicht die Chance ergriffen, in den Westen zu gehen, weil mein Glaube in die Verbesserungsfähigkeit und letztlich Überlegenheit des ostdeutschen Modells unerschütterlich war. Ich hatte da ein ostwestdeutsches Projekt angeschoben, das jenseits aller Vorurteile im Bereich der Wissenschaft angesiedelt war und uns für einige Zeit den Weltrekord in der Erzeugung ultrakurzer Lichtimpulse im Ultraviolett eintrug.

Dem üblichen Schlüssel entsprechend von etwa eins zu fünf waren unter den Mitarbeitern etwa 200 Genossen, und wir erlebten die Politik sozusagen von unten. Es mussten Entwicklungen, Abnahmen und die Überführung in die Produktion von Geräten organisiert werden, wobei es sich die

beteiligten Seiten nicht gerade leicht machten, denn auch wir hatten mit Arbeitsunlust und Mangelwirtschaft zu kämpfen. Und mitten in diesem Kampf fanden sich nun auch Ausreisekandidaten, Leute, die sich um vermodernde Bäume kümmerten, weil da etwas nisten könnte und die dann sang und klanglos nach der Wende verschwanden. Auch das Neue Forum wurde gegründet. Alle drei Kategorien gab es dann nach einem Jahr nicht mehr, aber ich erinnere mich noch gut, wie wir Sebastian Pflugbeil einluden in unsere Parteiversammlung und er seine Ideen sehr eloquent darlegte. Der Zweifel an unserer kleinen Politik mit dem, wohl als Betonkopf einzustufenden Siegfried Müller, hatte zu nagen begonnen. Ich mit meinem bisschen Westererfahrung, ohne dass mich das gänzlich vom Wege abgebracht hätte, hatte gestutzt, als sich immer mehr Erosionserscheinungen darboten und unsere Altvorderen wieder in den Grundfehler verfielen, sie seien die Partei und sich mit Namenlosen an runde Tische setzten, vergaßen sie schlicht, dass die Partei aus rund zwei Millionen Mitgliedern bestand. Wir hatten uns zwar gebührend zur Wehr ge-

setzt, aber so etwas wie eine Parteisoziologie hat es offenbar nicht gegeben

oder wurde als Verschlussache behandelt. Auch die Illusion, alles durch immer mehr Versammlungen zu lösen, machte uns zu schaffen. Jedenfalls war ich mit einem Mal zum Sekretär der Grundorganisation gewählt und es nahte der 4. November.

Das sollte dann etwas auslösen in mir. Diese als Künstlerversammlung annoncierte Veranstaltung hatte ja Vorspiele, wie die steinerne Festlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR, bei denen es wohl auch schon zu Festnahmen gekommen war. Auf dem Alex stand eine Art Pferdewagen und ein Künstler nach dem anderen hielt Stegreifreden mit sehr unterschiedlicher Resonanz. Ich war dort mit meiner mutigen Lebensgefährtin und einem Kinderwagen mit meiner nicht ganz vier Wochen alten Tochter Rike. Nett zu lesen waren Transparente, wie „STASI in die Produktion“ u. ä., Losungen, wie sie sich heute auf die weitgehend inkompetenten Grünen beziehen. Was mich aber mehr bewegte, war die Atmosphäre des gegenseitigen Bearg-

wöhnens. Wie gleichnamig geladene Teilchen standen die Leute und beobachteten ihr Umfeld, ob einen jemand im nächsten Augenblick hopp nimmt. Und die Partei hatte geschwiegen, nicht eingeladen, nicht die Teilnahme untersagt. Nur wenige hatten von selbst den Schneid, dorthin zu gehen. Eines der wichtigsten Elemente der Schlagkraft einer Massenpartei blieb ungenutzt, die Parteidisziplin. Zu Hause angekommen, wühlte ich in meinen NDs (Parteizeitung der SED) – nichts Problemmatisierendes, immer noch derselbe Scheiß.

Ich entschloss mich, dass wir diesen Abend einen Besuch in Marzahn machen, bei einer Familie, der es inzwischen nicht mehr recht sein würde, erwähnt zu werden. Nach kurzer Begrüßung konnten wir natürlich nicht von der, den beengten Wohnverhältnissen und der unzulänglichen technischen Reife geschuldeten russischen Sitte Gebrauch machen, bei vertraulichen Gesprächen den Wasserhahn laufen zu lassen, also schlenderten mein damaliger Freund und ich durch die friedlichen Monumente des DDR Wohnungsbauprogramms und ich breitete meinen Plan aus, die

Genossen am Mittwoch vor die Machtzentrale des Zentralkomitees (ZK) zu bringen und zu zeigen, wer eigentlich die Partei ist. Dabei muss ich einschieben, dass das in die vergangene Epoche gehörte, in der die Parteien noch ihre Berechtigung hatten. Ich lud meinen Freund ein, mit mir am nächsten Tag, das war ja ein Sonntag, in der Nuschkestraße (heute Jägerstraße) bei der Parteiaktivtagung der Akademie mit mir Mäuschen zu spielen. Dort standen wir beide dann am nächsten Tag an den Innentüren und brauchten nicht lange, um festzustellen, dass das Ganze wieder völlig daneben war. Unsere Parteidokumente hatten wir aber auf alle Fälle mit.

Wer die Gegebenheiten kennt, weiß, dass es von der Nuschkestraße, heute Jägerstraße, bis zum ZK, heute Außenministerium, und der darin damals befindlichen SED Bezirksleitung nur ein Katzensprung ist. So haben wir versucht, mal den Bezirksschef und gewesenen Agitator Günter Schabowski zu sprechen. Man ließ uns auch ein und wir kamen bis in das Vorzimmer, wo uns die Sekretärin, die natürlich auch nicht frei hatte auf diesen Sonntag, erzählte, dass Günter

gestern ob der Pfiffe, die er geerntet hatte auf der Demo am Sonnabend, geweint hätte. Dann wurden wir kurz hereingewunken und Günter Schabowski kam hinter seinem Schreibtisch hervor, so dass wir uns direkt gegenüberstanden. Er fragte uns, was wir wollten. „Wir wollen die Genossen am Mittwoch, den 8. November um 16 Uhr vor das ZK bringen und unserem Willen Ausdruck verleihen“, sagten wir und er erwiderte nichts, sondern nahm das zur Kenntnis, einiges gewohnt in diesen Tagen. Da zückten wir unsere Parteidokumente und sagten: „Wir sind die Partei!“. Darauf er: „Nur kein Pathos, macht doch, was ihr wollt.“ Er hatte also nicht geradezu widersprochen und mit diesem Pfund sollten wir die nächsten Tage wuchern.

Die Mathematiker waren auch umtriebig und ich hatte ja keinerlei Erfahrung in der freien Rede, eine Eigenschaft, die mich heute noch gefangen hält und die ich mit unseren Altvorderen zum überwiegenden Teil gemeinsam hatte. Wir trafen uns bei der schwerkranken Helga Königsdorf im Hans Loch Viertel am Abend, ebenfalls ein im Wohnungsbauprogramm entstandenes Berliner

Wohnviertel. Nach vielen Diskussionen mit den anwesenden jungen Mathematikern breitete ich wieder die Idee aus, eine Demo vor der Machtzentrale zu organisieren und bat Helga dort zu sprechen. Sie war inzwischen mehr erfolgreiche Schriftstellerin als Mathematikerin und gab mir die Nummer von Markus Wolf, dem ehemaligen Abwehrchef der STASI und nunmehr seines Zeichens auch Schriftsteller. Ich sollte herausfinden, wie die STASI auf eine solche Aktion reagieren würde. Sie wollte sich auch selbst um einen Kontakt zu ihm bemühen und sie sagte zu. Es war wohl auf dem Rückweg von diesem Besuch, dass die S Bahn bei Baumschulenweg auf offener Strecke plötzlich hielt und ich herauskletterte, meinen ehemaligen Schwiegervater zu besuchen und ihn ins Bild setzte. Auch er kannte sich ein bisschen aus, da er unter Ulbricht im Staatsapparat gewesen war, ein sog. hohes Tier. Das kann aber auch ein anderer Abend dieser verrückten Tage gewesen sein.

Die Nacht war schlaflos und voller Pläne, denn der Zeitpunkt, Mittwoch, der achte November war anberaumt um 16 Uhr. Da es

an diesem Sonntag eine Parteiaktivtagung gegeben hatte und am Montag die ZK-Sitzung für ganze vier Tage stattfinden sollte, war an der Basis natürlich Bereitschaft angesagt und unser Parteiaktiv nebst einiger Genossen der Mathematiker versammelten sich in unserem Verwaltungsgebäude in einem größeren Raum und auch das kleine Parteibüro mit einem richtigen Telefon war ja nun unser. Die Akademieparteiaktivtagung hatte ja nichts ergeben und ich hatte dieser ja auch nur mit meinem Freund kurz beigewohnt, also stellte ich unsere geplante Aktion ganz auf die nicht gerade Absage durch den Bezirkssekretär Günter Schabowski ab, dass wir nun zur Tat schreiten könnten. Sich gerade an das ausgemachte Machtzentrum zu begeben, war nicht jedermanns Sache, aber wir setzten uns ans Telefon und riefen andere Grundorganisationen an, wie es uns in den Sinn kam, druckten kleine Schnipsel: „Demonstration der Parteibasis vor dem ZK am 8.11. um 16 Uhr, Parteidokumente sind mitzubringen.“ Das nährte dann das Gerücht, dass geplant sei, diese Heftchen vor dem ZK kollektiv abzulegen und seiner Wege zu gehen. In Wirklichkeit sollten aber Provokateure

ausgeschlossen werden, die sich dann leider doch einfanden und die sogar über Parteidokumente verfügten, aber dazu später. Es war auch nicht einfach, solche Handzettel überhaupt herzustellen, denn Kopierer standen unter strenger Kontrolle, sodass es einige Überredungskünste erforderte, solch heiße Ware herzustellen. Diese Restriktionen waren der kommunistischen Erfahrung aus den Zeiten des Widerstandskampfes geschuldet, dass Flugblätter, und seien es auch nur solche Schnipsel, eine Waffe sein können. Auf die westliche Idee, im Gegensatz dazu, jede verfügbare Fläche mit mehr oder weniger sinnhaften oder spaßhaften Papieren und Aufklebern zu bepflanzen, war man, auch aus Sparsamkeitsgründen, noch nicht gekommen. Auch Graffitis gab es nicht. Alles was zu lesen war, war mehr oder weniger ernstzunehmende Losung.

Zwischendurch liefen mehrere Anrufe aus der Nuschkestraße ein, aus der Parteikreisleitung, ich solle mich beim ersten Kreissekretär Horst Klemm melden und bei ihm erscheinen, was ich unter dem Vorwand der Zeitknappheit ablehnte.

Unsere Schnipsel sollten der Aktion dienen: „Partei an die Werkto-
re“. Es gab ja viele Großbetriebe in Ostberlin und die in Eile gebildeten Trupps sollten am folgenden Morgen, dem Dienstag, jeden Eintretenden an den verschiedenen Werkto-
ren fragen, ob er Genosse sei und bei Bejahung einen solchen Schnipsel aushändigen. Die Quote lag weit unter dem verbrieften Zahlenverhältnis, wie am Dienstagvormittag dann von den Emissären berichtet wurde. Viele der Genossen wollten ihre eigene Parteizugehörigkeit schon nicht mehr wahrhaben, weil das ganze Schiff am Sinken war. Trotzdem gingen immer mehr Solidaritätsbekundungen ein und unser Telefon im Parteibüro des ZWG lief heiß. Besonders freute uns, dass auch das Wachregiment Felix Dscherschinski, eine bekannte STASI Einrichtung, uns sogar Lautsprecherwagen anbot, wenn uns keine andere Technik zur Verfügung stünde. Es war einfach eine ganze Lawine ins Rollen gekommen.

Nun verlangte es die Parteidisziplin, immer noch geschützt durch die Nichtabsage der Aktion durch den Bezirkschef Günter

Schabowski, dass ich mich in der Nuschkestraße sehen ließ, wo mich ein Aufgebot redehungriger Genossen der Akademie erwartete. Sie brannten darauf sich kundtun zu können, was sich dann aber ganz anders entwickeln sollte. Es war nicht so viel zu halten von einer intellektuell geprägten Veranstaltung, wie ja auch der entscheidende Teil der Partei eben die Arbeiter und Bauern sein sollten, denen die Verantwortung im Staate obliegen sollte. Das prägte mich damals, dass nicht von den Intellektuellen, so klug sie auch sein mögen, die entscheidenden Impulse ausgehen, sondern von denen, die mehr im Leben stehen, von den einfachen Genossen – eben der Parteibasis. Sich an diese zu wenden, ist ja heute vor allem den sog. Populisten gegeben, aber noch sinnvoller ist es, das Volk selbst sprechen zu lassen, die einfachen Genossen, wie es dann auch geschah.

Zwischenzeitlich war ein Anruf im Parteibüro eingegangen, dass sich auf dem damals noch freien Platz vor dem ZK Rosenrabatten befänden, deren Beschädigung Tausende an Regress nach sich ziehen würde.

Dann noch mal ein Treffen mit Helga Königsdorf und das Telefonat mit der gewesenen Macht, Markus Wolf, das nicht gerade in einen klaren Rat mündete. Er riet uns weder zu noch ab, also stand alles in unserer Verantwortung.

Ganz in der Nähe dann noch eine konspirative Verabredung, über die man heute noch folgendes sagen kann, dass es damals galt der sog. SDI (Space Defense Initiative) der USA zu begegnen, die Ronald Reagan, der damalige US Präsident 1985 ins Leben gerufen hatte und nicht weniger bedeutete als die Aufrüstung des Weltalls. Mein Mentor in Göttingen hatte die Idee gehabt, einen Röntgenlaser im Weltall zu konzipieren und war daher ins Visier der RAF geraten. Ob es nun an Gewissensnöten oder eher technische Machbarkeitsprobleme waren, an denen diese Idee bis heute gescheitert ist, ist mir nicht bekannt und habe ich dann auch nicht weiter verfolgt.

Nach dem Besuch bei dem nach dem israelischen Mossad besten Geheimdienst der Welt hielt ich es für angezeigt, nicht zu Hause zu übernachten, sondern suchte eine befreundete Familie auf bei denen

ich nächtigte und sie mir am nächsten Morgen auch noch ein Fahrrad borgten, dass ich nach Hause komme. Da mein bevorzugter Weg zu meinem Haus aber über nicht befahrbares Gelände führte, stellte ich es unterwegs an einem Gartenzaun unangeschlossen ab. Dieses Fahrrad erreichte aber seine Besitzer wieder auf geheimnisvolle Weise, ein Vorgang, der heute auch undenkbar wäre. Ich begab mich also zu Fuß in unser Haus und wollte ins Schlafgemach, aber es erwartete mich schon mein besorgter Vater, dass er einen Anruf von meinem Direktor erhalten hätte, der informiert worden sei, ich wäre in einer Nervenklinik, dem Griesinger Krankenhaus. "Dann stell doch mal eine Vermisstenanzeige, Du siehst mich doch vor Dir", empfahl ich ihm. Als ich mich dann erschöpft hingelegt hatte, um noch ein bisschen zu ruhen, erschien eine Ärztin, die hinter dem Rücken eine Spritze bereithielt, die mich wohl ruhigstellen sollte. Hinzugekommen war ja auch, dass meine Genossen, die sich in Gefahr gebracht sahen, mich am Vorabend in einer außerordentlichen Versammlung wieder abgewählt hatten und ich nur noch so etwas wie ein self made

Organisator geworden war. Der Spritze bin ich dann aber auch noch irgendwie entgangen, obwohl sie gut gemeint gewesen ist.

Es konnte also an die große Aktion gehen. Inzwischen hatte auch der Rundfunk den Aufruf publiziert, weshalb ich mich zunächst in die Französische Straße in die Dienststelle meines Vaters begab, um noch mal vom Apparat eines seiner Kollegen aus zu telefonieren. Als dieser Kollege und wohl auch Genosse meines Vaters merkte, worum es ging, wollte er mich sogleich festsetzen, aber ich konnte auch dieser wohlgemeinten Absicht entrinnen. Das ZK, es war so um neun, hatte am Montag das halbherzige Reisegesetz veröffentlicht, das den Unmut des Volkes nicht besänftigen konnte. Ich flüchtete also wieder einmal, diesmal in das Zentralinstitut für Mathematik und Mechanik am Mohrenplatz. Mein Bruder und ich mutmaßten, was aus der Sache werden könnte und ob wir Verstärkertechnik würden auftreiben könnten. Wir kauerten an der Heizung, auf dass wir von der Straße nicht zu sehen wären. Mein Bruder erbot sich, im Großen Haus (ZK) noch mal Erkundigungen einzuziehen und kam dann nach

gefühlt sehr langer Zeit mit positiver Nachricht zurück. Ja, das Große Haus würde Beschallungstechnik stellen.

Als wir etwa eine Stunde vor Beginn der Aktion am Ort des Geschehens eintrafen, grinsten uns von den Treppen die Westmedien entgegen. Das war dann ein Fall für die Ordnungsgruppen und sie wurden abgedrängt. Berichtet haben sie ohnehin nichts, das war dann schon der erste Teil von Provokationen, die uns zu schaffen machen sollten. Das Fernsehen der DDR war dagegen überraschender Weise vor Ort und sie hatten Kameras auf zwei Hebebühnen postiert. Oben auf der Plattform der Eingangstreppe zum ZK stand tatsächlich ein Mikrofon. Als ich das sah, dachte ich: Hier ist etwas falsch, nahm es und stellte es unten hin, wo doch die Versammlung stattfinden sollte. Daraufhin schaltete der Techniker es ab und ich musste ihn erst mal ein wenig packen und würgen: „Wenn Du das nicht sofort wieder anmachst, gnade Dir Gott.“ Dann wurde doch ein Kompromiss gefunden und nach und nach schlenderte das Publikum heran. Die zweite Provoka-

tion war, dass eine der DDR Kameras am Kabel von der Hebebühne gezogen wurde und runterfiel. Das waren ja damals noch ziemliche Möbelstücke und Wertgegenstände. Das gab mir immer noch nicht weiter zu denken und hatte wohl das Organisationstalent der Gegenseite unterschätzt. Jedenfalls wurde die gesamte Veranstaltung vom DDR Fernsehen in einer live Schaltung in die gesamte Republik ausgestrahlt, ohne dass wir irgendetwas dafür getan hätten. Diese Aufzeichnung ist nun in den Tresoren verschwunden, versteht sich.

Erst lief auch alles ganz gut. Helga Königsdorf machte die Einführung mit ihrer krankheitsgezeichneten brüchigen Stimme, die dennoch durchdrang. Die folgenden Redner suchten wir spontan danach aus, was wir feststellten, das ihnen auf der Seele brannte. Nebenher gingen immer wieder Meldungen ein von abgewählten Kreis- und Bezirkssekretären bzw. über deren Rücktritte.

Das Publikum bestand aus etwa 20 000 Genossen, aber als wir mit den Reden fast durch waren, machten sich Rufe aus den ersten Reihen laut, von denen, die als

erste eingetroffen waren: Egon, Egon, womit das lachende Pferd gemeint war, wie er im Volksmund hieß. Keiner konnte es leiden, aber es besaß offenbar Organisationstalent.

Es gehört zu den Zufällen, die es bekanntlich gar nicht gibt, dass in diesen Tagen eine Jugendbrigade in unserem Haus gerade eine Zentralheizung einbaute, aus ausgedienten rostigen Zaunpfählen zusammenschweißte, deren „Zupp“ nach jeder vollbrachten Schweißnaht durchs Haus schallte. Der Chef war ehrenamtlicher persönlicher Sekretär von Bärbel Boley, einer damals sehr prominenten Bürgerbewegten. Er steckte mir am nächsten Tag, dass das lachende Pferd Studenten der Hochschule für Staat und Recht (einer sog. Kadenschmiede der Partei) als Claqueure gedungen hatte, die die Kamera zu Fall gebracht hatten und anschließend die Aufgabe, die Veranstaltung „umzudrehen“.

Jedenfalls flogen plötzlich in unsrem Rücken die Türen auf, wir wurden zur Seite gedrängt und das lachende Pferd preschte ans Mikrofon. Es begrüßte die „Solidaritätskundgebung“ und im Übrigen

sei alles im grünen Bereich. Einige Genossen, wesentlich bedächtiger traten auch heraus, darunter ZK Mitglied und unser Kreissekretär Horst Klemm, der mir den schlafesten Händedruck gab, den ich je erlebte und der besagen sollte: So begrüßt man einen todgeweihten 36jährigen Hitzkopf.

Hätten Sie, liebe VPV Versicherung, da einen Cent Versicherungssumme eingesetzt oder auch nur einen Cent darauf verwettet, dass ich am Leben und auf freiem Fuß bliebe? Da schaut man schon mal in den Abgrund, wie die japanischen Greise, die sich auf diesem Wege aus dem Weg schaffen.

Als das lachende Pferd dann, Beschäftigung vorschützend, wieder verschwunden war, verlief sich die Sache im Sande und wir waren alle immer noch frei und am Leben.

Die meisten Erfolge sind ja nur halbe Erfolge. Meinen „Freund“ der ersten Stunde der Organisation dieser Demonstration hatte ich nicht gesehen, aber mit meinem unerschrockenen Direktor, Prof. Norbert Langhoff, und den engsten Genossen standen wir dann noch einige Minuten auf dem sich leerenden Platz, bis das

zweite DDR Fernsehen uns noch nach Adlershof bat zu einem Interview, was wohl so etwas war, wie der zweite Teil unserer Lebensversicherung. Wir wurden mehr oder weniger heimlich ins Studio gelassen und vor laufender Kamera nach dem Hergang befragt. Dann fuhr ich nach Zeuthen zu meinen Eltern, die alles am Fernseher verfolgt hatten und waren glücklich über den glimpflichen Ausgang bisher. Erst am nächsten Tag sollte ich die klare Kontrolle über das real Machbare verlieren, denn es war ja nicht auszuschließen, dass das Ganze ein Nachspiel haben würde, denn schließlich hatten wir ja das Organisationstalent des lachenden Pferdes auf eine Probe gestellt. Zunächst versuchte ich, dem durch eine weitere Flucht zu entgehen.

Am Donnerstag, dem Tag des Mauerfalls begab ich mich am Vormittag mit meinem Trabi nach Köpenick, stellte ihn irgendwo ab und überwand mehrere Zäune. Dann klingelte ich bei einem beliebigen Einfamilienhaus und man ließ mich freundlich ein – so war die Zeit damals. Ich erkundigte mich nach dem Neuen Forum, wo man sie finden könne und erfuhr

eine Adresse in Köpenick. Es hatte sich neben der Angst bei mir die Idee entwickelt, dass, nachdem die Parteibasis ihren Willen kundgetan hatte, nun das Volk sprechen sollte, und da die ZK Tagung im Großen Haus noch immer andauerte, dort nun jedermann erscheinen sollte und die Forderungen komplett machen. Worin diese überhaupt bestanden haben könnten, war mir weniger klar, aber Volkes Wille, der ja nicht unbedingt im floating des Ganzen durch eine überstürzte Grenzöffnung bestanden hatte, sollte dynamisierend zum Ausdruck gebracht werden. Aus irgendeinem Grund gab ich meine Aktentasche in einem Schreibwarenladen in Verwahrung und ging zu der angegebenen Adresse, die auf einen Köpenicker Hinterhof verwies. Dort herrschte ausgesprochene Organisationsstimmung und die ganze Wohnung war voll von illustren Gestalten. Die Chefin war eine weitere Prominente der Bürgerbewegung, Ingrid Köppen. Ich unterbreitete ihr mein Anliegen und war ja nun seit gestern auch kein Unbekannter mehr. Ich fragte sie, was das Neue Forum wohl von dem Schritt halten würde, dass heute Abend das Volk vor dem ZK erscheine und

war drauf und dran, den Rundfunk noch mal anzurufen und um Unterstützung zu bitten. Dazu fragte ich Frau Köppen, ob ihr Telefon sauber sei. Sie bejahte das natürlich, aber als deutlichere Antwort begann der Apparat seltsame Töne von sich zu geben. Im Übrigen, sagte Frau Köppen, sei das Neue Forum nicht so organisiert, dass es binnen Stunden eine Aktion würde starten können. Dabei war es noch nicht einmal Nachmittag.

Ich weiß gar nicht mehr, ob ich bis zum Rundfunk noch vorgezogen bin, aber zum vereinbarten Zeitpunkt war es dann mein anderer, parteiloser Bruder als „einziger“ Demonstrant dann vorm ZK, während ich erst später eintraf. Ich inspizierte den Platz und es war alles ruhig. Dass schon Massen an der Grenze ausharrten, war hier nicht zu ahnen. Mein Misstrauen gegenüber dem lachenden Pferd war aber instinktiv sehr stark und ich wusste mir nicht anders zu helfen, als meinen in der Jugendmode erstandenen weißen Anorak beim Pförtner des ZK abzugeben. Sollten sie sehen, was es damit auf sich hatte. Sie würden unsere Heimat dem Un-

tergang weihen, bevor sie ein Einsehen hätten, und so geschah es ja dann auch, wenn auch auf eine unblutige Weise.

Am nächsten Tag ging ich wieder ins ZWG und viele fehlten, weil sie gleich mit der ersten Welle rüber wollten. Das Chaos in Berlin war unbeschreiblich. Alle Grünstreifen waren zugeparkt. Hals über Kopf hatten die Leute ihre Trabis und Wartburgs stehenlassen. Ich dachte immer noch, dass etwas zu retten wäre und hatte die Idee eines Sternmarsches von Adlershof ins Zentrum. Da würden sich dann unterwegs genug Anhänger und Sympathisanten finden, dass es eine beeindruckende Demonstration werden könnte. Ich stand in einem Kreis von Mitarbeitern und legte ihnen meine Idee dar. Da tauchte der ehemalige Parteisekretär Siegfried Müller auf und geiferte mich an, was ich mir einbilde und verschwand unter Drohungen.

Bald darauf tauchten zwei Krankenwagen auf, ein ziviler und ein militärischer, die Kurs auf unsere kleine Versammlung nahmen, und wieder galt es Fersengeld zu geben. Ich flüchtete mich in eine geheime Abteilung, zu der nicht

jeder Zutritt hatte, weil dort eine Embargomaschine stand. Der Bereichsleiter war nicht da und sein Büro verwaist. Ich versteckte mich im Besenschrank und als die Sekretärin zurückkehrte und ich mich wieder sehen ließ, hatte sie einen kleinen Herzkasper. Die „Sanitäter“ bekamen keinen Zutritt. Stattdessen handelte einer meiner Genossen freies Geleit aus, wenn ich mich bereiterklärte, mich mit ihm und einigen Genossen in sein Haus nach Neue Mühle zu begeben, die Füße still zu halten und, wie es sich gehört, fernzusehen.

Der Genosse war mir etwas unheimlich, denn in seinem Haus fand sich nicht nur der Fernseher mit der Übertragung der ersten kontroversen Volkskammersitzung der DDR aus dem Palast der Republik, sondern er hatte auch eine beachtliche Sammlung des Nachrichtenmagazins Der Spiegel, was ja nach dem Obengesagten verboten war. Lange hielt ich es vor dem Fernseher nicht aus, sondern ging in den Garten und zum Gartentor, das ja vereinbarungsgemäß verschlossen war, das ich aber trotzdem zu überwinden verstand. Das Grundstück war

unmittelbar an der Autobahnunterführung und es stoppte dort ein sowjetisches riesiges Kranauto und Soldaten stiegen aus, um abzuschätzen, ob es unter der Unterführung durchpassen würde. Wir kamen ins Gespräch und ich erkundigte mich, wohin sie fahren wollten, nach Nauen. Ob sie mich nach Wünsdorf zum Oberkommando der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland bringen könnten, fragte ich sie. Das läge nicht gerade am Weg, aber ich konnte sie überzeugen für mich diesen Umweg zu machen. Die Soldaten hatten keine Ahnung was los war und bei mir hatte sich ja die Idee festgesetzt, dass das lachende Pferd das entstandene Chaos für einen Militärputsch nutzen könnte.

Bei Zossen sichtete ich auf freiem Feld ein Luxuspassagierflugzeug der Interflug vom Typ IL62. Da machte es wieder klick bei mir. Das war also der Plan des lachenden Pferdes: Ein Militärputsch und dann abgedüst, oder jedenfalls im Falle des Scheiterns.

Als wir in Wünsdorf ankamen, dauerte es eine Weile, bis sich so 15 sowjetische Offiziere versam-

melt hatten und sich meine Geschichte vom Militärputsch anhörten. Ich hätte das gern Gorbatschow persönlich vorgetragen, wenn er die Neigung gehabt hätte sich etwas von einem durchgedrehten Revoluzzer sagen zu lassen und sie mich ausgeflogen hätten, aber der Rat, den ich von den Offizieren bekam, war ein anderer. Ich solle mich zu einer Dienststelle des Staates im Staate begeben und ihnen meine Geschichte unterbreiten. Wenn sie mich dann bitten würden zu warten, sollte ich lieber sehen, dass ich wieder wegkomme. Wer konnte denn wissen, in welcher Verbindung sie selbst zu den Geheimdiensten standen.

Als ich mich jedenfalls, nun zu Fuß, von diesem abgelegenen Ort auf den Weg machte, zog ich es vor, wenn mir ein PKW, nun schon im Dunkeln, entgegenkam, mich hinter dem nächsten Baum zu verstecken.

Es sind schon einige Kilometer von Wünsdorf nach Mellensee, wo mein ehemaliger Schwiegervater ein Grundstück besaß und dort seinem Basteltrieb freien Lauf gelassen hatte und Hütte an Hütte gesetzt. Da gab es auch ein Telefon, aber ich machte keinen

Gebrauch davon. Ich hatte da, auf der Suche nach einem Püschchen ja einbrechen müssen, was ihm gar nicht gefallen hatte, wie ich später erfuhr, denn so weit hing er doch am Konzept Eigentum, trotz aller kommunistischer Gesinnung. Nach einem kleinen Nickerchen war dann noch ein weiterer Teil der Wanderung bis Zossen, dem Ort der ständig geschlossenen Schranken, zurückzulegen, und da war so eine Dienststelle der STASI, die aber morgens noch den Schlaf der Gerechten schlief. Außerdem war ich von dem STASI Ding ein bisschen abgekommen und trampelte lieber mit einer unternehmungslustigen Truppe, die unterwegs nach Westberlin war, bis Schönefeld.

In Zeuthen kam ich gerade noch zurecht, als mein Vater dabei war, meine Lebensgefährtin und die beiden Kinder nach Jena zu bringen, was uns sicherer erschien als das krisengeschüttelte Berlin und Umgebung.

Ich verbrachte die nächste Nacht, immer noch von Fluchtgedanken erfüllt, bei einer Freundin in Friedersdorf. Am Sonntag brachte sie mich zu unserer Außenstelle für Feinmechanik in Teltow. Diese

Außenstelle befindet sich auf freiem Feld und ich bin immer ein großer Bewunderer der Fähigkeiten dieser Firma gewesen, die mit den hochpräzisen Laborelementen Goldstaub produzierte, um den sich die Kunden rissen. Ich kannte dort einen Elektroniker, mit dem ich bei der Entwicklung einer Schrittmotorsteuerung, für die ich das Gastrecht in der Firma wahrgenommen hatte und bei der Entwicklung immer auf der Jagd gewesen bin nach Impulsen, die durch die elektronische Lösung abgeklemmt waren, auf keinem Oszillographen zu sehen waren, aber von den Zählern gezählt wurden. Ich glaube er hieß Günter Eisold und ich hatte meine Friedersdorfer Freundin gebeten, so lange zu warten, bis wir mit seinem Wartburg das Gelände verlassen hätten. Das klappte dann auch. Ich hatte so vielen Menschen etwas zu verdanken damals, die mir uneigennützig halfen. Einen Zug zu benutzen hatte ich nicht gewagt und blieb auch dabei, als er mich am Bahnhof Merseburg absetzte.

Vom Bahnhofsvorplatz nahm mich einer mit seiner Simme (ein Simson-Moped) mit nach Weißenfels, wo ich einen weiteren

Genossen wusste aus meiner Jenaer Zeit. Er verstand, dass ich die Bahn meiden musste und borgte mir seinen Trabbi, dass ich nach Jena käme. Da waren wir endlich wieder eine Familie, aber die Gefahr war noch nicht ganz gebannt. Schließlich hatte ich einige irrationale Handlungen aufzuweisen und Krankenwagen hatten mir nachgestellt. Der Familienrat beschloss, dass mich mein damaliger Schwiegervater nach Stadtroda fährt und ich mich einem Nervenarzt vorstelle, was dann auch gleich in die Tat umgesetzt wurde und in der Privatvilla des Arztes stattfand. Der Arzt sprach in seinem Wohnzimmer etwa eine halbe Stunde mit mir und sein Resümee war, ich sei normal. Kein Einsperren, kein Haldol, das eine Art Mumie aus einem macht. Ich sagte, dass er sich das mal ganz genau merken, und wenn ihn jemand danach fragt, bitte dazu stehen soll. Das war einer der wenigen wirklichen Nervenärzte, die ich je kennenlernte und ich konnte mich in Jena bis zum nächsten Wochenende erholen.

Ich verdanke Stadtroda ein Psychoseerlebnis, das mich in verschiedener Beziehung berührte,

aber das war erst 15 Jahre später und diesem Arzt bin ich nie wieder begegnet.

Nach einer Woche kehrte ich nach Berlin zurück und erschien auf der Arbeit. Es gab keine Fragen, wie ich die Woche und diese aufregenden Tage verbracht hätte. Meine Mutter hätte dazu gesagt, man ging zur Tagesordnung über. Erst Jahre danach sollte ich zuweilen psychotisch werden und erfahren, dass man über solche Zustände im Nachhinein nicht nur mit Schweigen hinweggeht, sondern da kam dann noch hinzu, dass man sich bei diesem und jenem zu entschuldigen hatte, weil man ihn mit der, den Psychotikern in der Manie eigenen, göttlichen Überzeugungskraft mitgerissen hatte und ebenfalls zu irrationalen Handlungen brachte oder andere seelisch verletzte. Diese unerklärliche Überzeugungskraft eines Psychotikers liegt daran, dass die Sache im Kern gar nicht falsch ist, die er vertritt, man quasi mitgeht und es erst anschließend dann bereut. Man checkt es einfach nicht im entscheidenden Moment und macht diese Person im Nachhinein dafür verantwortlich und hält Psychosen sogar für ansteckend.

Ich will diese Betrachtung der Geschehnisse, wo ich meinen Beitrag geleistet hatte, dass eine ungute Dynamik entstanden war, abschließen mit einem Ausblick auf eine weitere friedliche Revolution, wie sie vielleicht in viereinhalb Jahren anstehen könnte, wie folgt abschließen. Uns sind Begriffe wie Heimat oder Volk inzwischen versagt, aber selbst die Moorsoldaten in Buchenwald sangen, dass sie einmal froh sagen werden: Heimat, Du bist wieder mein. Es steht zu hoffen, dass sich kommende Generationen darauf besinnen und Tugenden, wie Arbeitsamkeit, moralische Verlässlichkeit, aber auch Wehrhaftigkeit wiederentdecken, auf dass die Sonne schön wie nie über Deutschland scheint.

Christian Eberhard Rempel,
Zeuthen, den 13.11.2024

Kommentar TS:

Auch hier: wer versagt dir oder auch mir Heimatliebe? Um meine Heimat, aus meinem Deutschland, seiner reichen Kultur und Natur Kraft zu ziehen, brauche ich keinen alles andere ausschließenden „Patriotismus“, kann aber

Tugenden wie Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Leistungsbereitschaft usw. und was du so nennst, durchaus einschließen. Preußischer Geist muss nicht dazu gehören. Manches überlebt sich. „Hab keine Angst vor der Zukunft, sie ist bald vorbei.“ wurde mir gestern gepostet.

Schlusswort TS:

Mir stellt es sich als traumatisches Erlebnis dar und vielleicht ist es sogar gut, dass du daran arbeitest. Ich tadle nicht, dass du aus deiner Überzeugung damals die DDR und ihr System retten wolltest. Der Bericht aber spricht von einem dir unerwarteten, von dir so verstandenen Verrat - einschließlich lachendem Pferd oder Schabowski. Du wolltest treu sein und alles um dich herum kippte um. Dass in einer solchen Situation man nicht mehr weiß, was einem selbst geschehen könnte, ist nachvollziehbar. Und wer die bis dato herrschende Rigorosität gegenüber "Konterrevolutionären" inhaliert hatte, durfte auf jeden Fall so oder so auch Sorge um seine eigene Unversehrtheit haben. Ich sehe das eigentliche Problem anderswo.

Nationalhymne der DDR

Auferstanden aus Ruinen
Und der Zukunft zugewandt
Lasst uns dir zum Guten dienen
Deutschland, einig Vaterland

Alte Not gilt es zu zwingen
Und wir zwingen sie vereint
Denn es muss uns doch gelingen
Dass die Sonne schön wie nie
Über Deutschland scheint
Über Deutschland scheint

Glück und Friede sei beschieden
Deutschland, unserm Vaterland
Alle Welt sehnt sich nach Frieden
Reicht den Völkern eure Hand

Wenn wir brüderlich uns einen
Schlagen wir des Volkes Feind
Lasst das Licht des Friedens scheinen
Dass nie eine Mutter mehr
Ihren Sohn beweint
Ihren Sohn beweint

Lasst uns pflügen, lasst uns bauen
Lernt und schafft wie nie zuvor
Und der eignen Kraft vertrauend
Steigt ein frei Geschlecht empor

Deutsche Jugend, bestes Streben
Unsres Volks in Dir vereint
Wirst du Deutschlands neues Leben
Und die Sonne, schön wie nie
Über Deutschland scheint
Über Deutschland scheint

Johannes R. Becher

Junkie und erster Kulturminister der DDR

Persiflage

Auferstanden auf den Bühnen
Kasperspiel im Bundestag
Da ist man am Geldverdienen
Das finde gut, wer Possen mag

Welche Not gilt es zu zwingen?
Winde wehn und Sonne scheint
Ja man soll vor allen Dingen
In Demut sagen,
was man meint
sagen, was man meint

Tanzen wir auf den Vulkanen
Putin schaut den Knopf schon an
Wir, die das Inferno ahnen
Wahnsinn bricht sich seine Bahn

Wenn wir alles nur verneinen
Haben wir nur einen Feind
Doch selbst der kann uns nicht einen
Weil wir selber sind gemeint
Weil wir selber sind gemeint

Lasst uns fliegen, lasst uns schauen
Lärmt und schläft wie nie zuvor
Einem gnäd'gen Gott vertrauend
Der einstmals uns wohl auserkor

Der Tourismus unser Leben
Fangen wir auch Viren ein
Sind doch BRD Bestreben
Schicksal seif uns tüchtig ein
Seif uns tüchtig ein

Frei nach Johannes R. Becher CER 7.10.24
zum 75sten